Ein Besuch in Vindonissa : Bettag 1907

Autor(en): **Käslin, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **21 (1910)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-901612

Nutzungsbedingungen

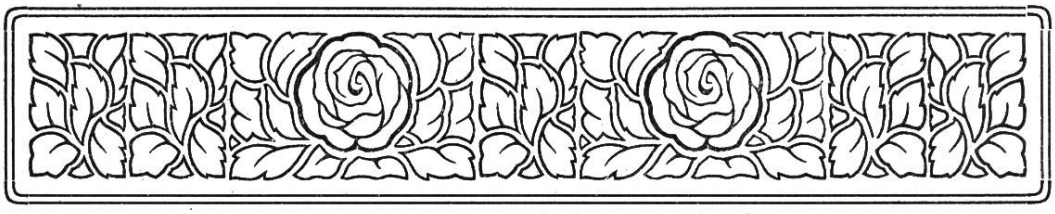
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Ein Besuch in Vindonissa.

Bettag 1907.

Ein regenschwerer Bußtagshimmel liegt auf den Jurahöhen bei der Stadt Brugg und dehnt sich in grauer Einförmigkeit über den zertretenen Feldern unterhalb der Arena von Vindonissa. Auf ächzendem Grunde schreiten wir der Stätte zu, wo vor acht Tagen zum letzten Male die Braut von Messina gespielt worden ist. Ob noch etwas vom Palastbau zu sehen sein mag? Oder hat man schon auseinandergerissen, was sich nl erhabener Einheit verband? Unsre Hoffnung hat nicht getrogen: noch türmen sich die Sandsteinquadern der Normannenburg um das breite mittlere Tor; noch schlingen die Arkaden hinter der ragenden Cypresse den ernsten Reigen. Aber das Epheu zu beiden Seiten der Mauerfläche ist zerzaust, zerfetzt, und in schwerem Rhythmus fallen Tropfen aus dem Gezweig rechts über dem Halbrund des Portales. Mein Auge verweilt einen Augenblick an dieser Stelle: Welch feiner künstlerischer Gedanke war es doch, die Symmetrie der Steinmassen durch jene Ritze mit dem bischen Grün zu brechen! Überhaupt dieser Palastbau aus Anners Geist, wer könnte ihn je vergessen! Das war einfach und groß, von einer sozusagen barbarischen Harmonie, die vollkommenste Umrahmung für jene Auftritte, in denen bald der grelle Trompetenstoß naturmächtiger Leidenschaft erschallt, bald menschliche Weisheit gelassenen Tones von Glück und Weh der Sterblichen redet. Wir treten an den weit vorgeschobenen Rand der Bühne. An dieser Stelle glitt Beatrice, aus ihrer Ohnmacht erwachend, vor Isabella auf die Kniee: O schönes Engelsantlitz

meiner Mutter. Auf der Höhe dort hat Don Manuel in die Lüfte gejubelt:

Den schönsten Zelter führet dann hervor
Aus meinem Stalle, seine Farbe sei
Lichtweiß, gleich wie des Sonnengottes Pferde;
Von Purpur sei die Decke, und Geschirr
Und Zügel reichbesetzt mit edeln Steinen,
Denn tragen soll er meine Königin!

Die Erinnerungen drängen sich. Wieder heben und senken die Akkorde des Trauermarsches im gleichen Rhythmus die schweren Flügel, wieder mahnt der Chor:

Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

Die Königin wankt nach der Bahre, sie hebt das Tuch — ein Aufschrei, der den Herzpunkt unsres Seins trifft: O himmlische Mächte, es ist mein Sohn! Angstvoll drängen die Mädchen im Trauerzuge zur Seite, denn es erscheint der Brudermörder Don Cesar. Über die Bühne fliehend, erkennt der Unselige den Zusammenhang der Ereignisse, und aus seinem Munde brechen die furchtbaren Worte:

Ich selber, wiß es, ich erschlug den Bruder!
Ist sie wahrhaftig seine, meine Schwester,
So bin ich schuldig einer Gräueltat,
Die keine Reu' und Büßung kann versöhnen.

Und nun: im Schein des verglühenden Tages tritt der Königssohn wieder hervor aus der Normannenburg, mit fürstlicher Würde das Recht des Herrschers zu üben:

Die Totenklage ist in diesen Mauern kaum
Verhallt, und eine Leiche drängt die andre fort
Ins Grab, daß eine Fackel an der andern sich
Anzünden, auf der Treppe Stufen sich der Zug
Der Klagemänner fast begegnen mag.
So ordnet denn ein feierlich Begräbnisfest
In dieses Schlosses Kirche, die des Vaters Staub
Verwahrt, geräuschlos, bei verschloss'nen Pforten an,
Und alles werde, wie es damals war, vollbracht.

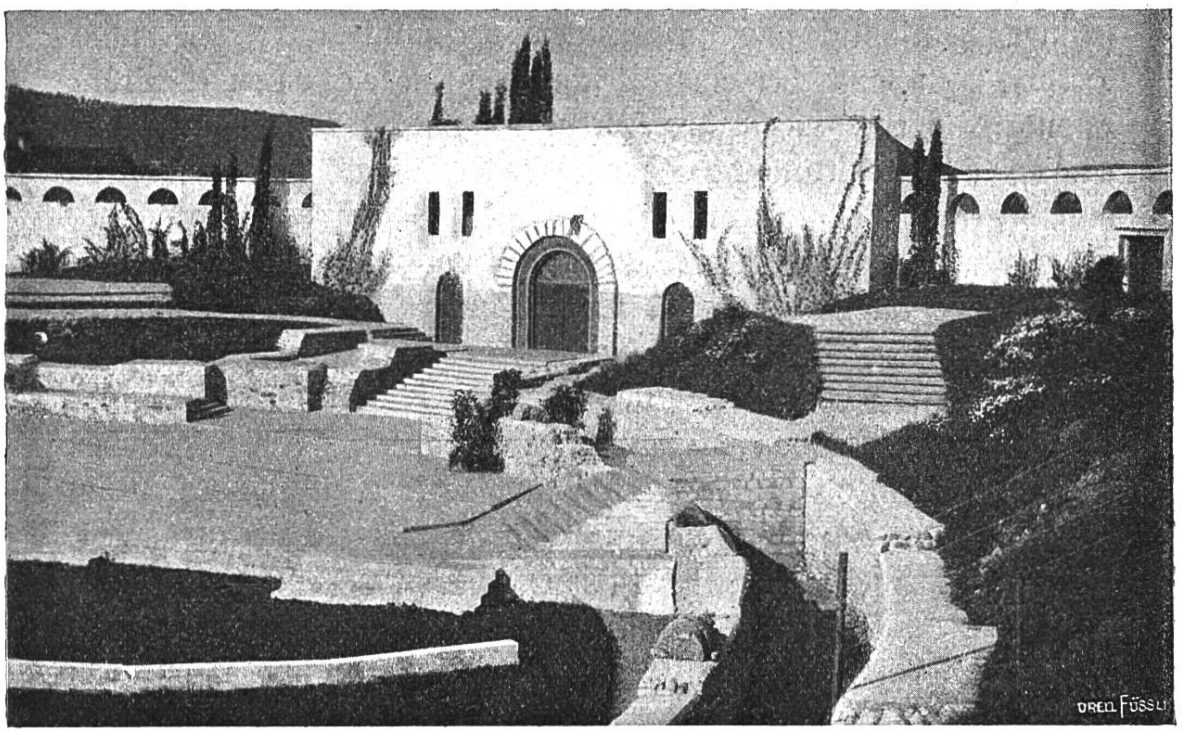
Bald wird der Kraftvolle, der da oben gebietet, von seiner eigenen Hand getroffen, zusammensinken, und noch einmal fluten

dann die Akkorde des Totenmarsches hinein in das mächtige Rund der Arena, auf dem die Schatten des Abends ruhen.

Ist es nicht merkwürdig, daß seit Wochen Tausende sich vor diese Bühne drängten, ein Spiel zu sehen, darin Menschen, in jedem Betracht unsrer Sympathie würdig, einem Schicksal von sinnloser Grausamkeit verfallen, ein Spiel, das in so furchtbaren Tönen redet von der Nichtigkeit menschlichen Strebens und Wollens? Wäre nicht eher zu erwarten, daß jeder eine derartige Darbietung ängstlich flöhe? Man wird mich hinweisen auf das Spiel der Hauptakteure, die, in den erlesensten Rahmen gestellt, die Grenze der Vollkommenheit erreichten, auf die Musik, welche so stimmungsvoll die Vorgänge auf der Bühne begleitete, auf Schillers Verse, die gleich befiederten Goldpfeilen die Luft durchklangen, wie Harfentöne sich in unser Ohr spielten. Daß all dies unserm Schönheitssinn die willkommenste Nahrung bot, wer möchte es leugnen! Aber ich sage: diese Dinge wirkten doch nicht einzeln für sich, sie stellten sich vielmehr in den Dienst des Ganzen, indem sie dem Wichtigsten in dem dramatischen Gefüge, nämlich der Handlung, Licht und Glanz verliehen. Wären die Vorgänge selbst, wären die Vorstellungen, die sie in der Seele des Beschauers wachrufen, von der Art, daß er sich mit Abscheu wegwendete, wahrlich, dann vermöchten die Einzelschönheiten gar wenig, das Kunstwerk als Ganzes hätte seine Wirkung verfehlt. — Aber: ist es denn wirklich wahr, daß wir natürlicherweise unsern Blick wegheben von dem, was an die Hinfälligkeit unsres menschlichen Daseins erinnert? Wirkt das Trauerspiel nicht vielleicht gerade darum so stark, weil es die Erinnerung heraufbeschwört an das Leid, das über jedes Erdendasein dunkle Schatten breitet? Versuchen wir einmal hinabzusteigen in das Labyrinth unsrer Seele, wo die Urgefühle, leisen Nachtfaltern gleich, die zarten Schwingen rühren.

Wer innerlich wenig erlebt hat, an Jahren oder geistiger Reife ein Kind ist, der versteht kein Trauerspiel. Der Jüngling, der vorahnend das Leben erfaßt, der Mann, der um die Güter der Erde gerungen hat, manchmal belohnt, öfters enttäuscht, dem die Überzeugung geworden ist, daß „leben“ heißt, sich in Liebe und Haß vor der Welt behaupten, bis der Tod ein Ende macht

— zu ihnen spricht die Tragödie. Die Verhältnisse zwar, in denen die Helden des Spieles sich bewegen, sie unterscheiden sich gar sehr von denen, darin unser Leben verfließt: keine Krone schmückt unser Haupt, kein dunkler Orakelspruch hat unsern Eintritt ins Dasein begleitet, keine Blutschuld beschwert unser Gewissen. Die Leidenschaften aber, welche die Brust jener Helden durchtoben, sie sind auch uns nicht fremd geblieben; auch wir haben mit heißer Mühe gekämpft um das, was die Welt bieten kann, um



Amphitheater Vindonissa.

Besitz, Macht, Liebe, Ehre. Und vor allem: Auch in unser Leben hat das Leid seinen dunkeln Einschlag gewoben; wir haben geduldet, das eine Mal, weil unsre Einsicht mangelhaft war, das andere Mal, weil ein grausames und unverständliches Schicksal es so wollte. Wenn die auf der Bühne klagen, wenn ihr tränendes Auge mit fragendem Blicke den Himmel sucht, dann gelten in unserem Gefühl Wort und Gebärde nicht allein dem, was die Jammernden selbst erlebt haben, sie gelten dem Schmerze aller menschlichen Kreatur, dem Leiden jedes Einzelnen unter uns. Die Personen auf der Bühne, sie werden, ohne daß wir im Augenblick das klare Bewußtsein darüber erwürben, zu Ver-

tretern der ganzen leidenden Menschheit. Damit wird das, wovon jeder ausgeht, sein eigenes Erleben und Erleiden, in den Zusammenhang des Weltlebens und Weltleidens gerückt, er wird darauf geführt, sein eigenes Weh als Ausfluß eines weltumspannenden Gesetzes zu betrachten. Der Gedanke aber, daß ich nicht allein stehe, daß ich ein Teil bin eines viel größeren Ganzen, das denselben Satzungen unterliegt wie ich, der Einzelne, dieser Gedanke gewährt mir eine gewisse Beruhigung, er hebt mich über mich selbst hinaus, erlöst mich von dem Banne, in dem ich lag, solange mein Blick nur auf meinem persönlichen Erleben ruhte. Strömt nicht auch bei einer Leichenfeier die erlösende Träne besonders gerne, wenn der Geistliche uns daran mahnt, daß unser aller Lebenstage sind wie das Gras, das da welket und dorret? Religiös empfindet, wessen Gefühl die Region des Ewiggültigen und unserm Verstande Unfaßbaren sucht. Weltanschauungsgefühle, religiöse Empfindungen — das Beiwort in seinem weitesten Sinne genommen — erweckt unsres Erachtens das Trauerspiel in erster Linie; sie sind es, welche die besondere Wirkung der Tragödie wesentlich bedingen. — Aber: Befinden wir uns eigentlich in Übereinstimmung mit dem Dichter, wenn unser Gefühl den Weg vom Besondern zum Allgemeinen geht, wenn unser Blick von den Vorgängen, die er uns miterleben läßt, sich hinüberlenkt auf das, was alle erleben? Ich erinnere mich der großen Chorszene nach Don Manuels Tode, und in meinem Ohr klingen Cajetans Worte:

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Und dann höre ich Berengar sagen:

Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht und alles ist Samen!

Haben wir den Dichter richtig verstanden?

Nun könnte jemand sagen: Gut, es sei zugestanden, daß es für den Einzelnen trostreich ist, sein schmerzvolles Erleben als einen Teil des universellen Leidens zu erkennen. Aber das Trauerspiel gewährt dem Beschauer diese Erleichterung erst, nachdem es auf künstliche Weise seinen Sinn auf sein eigenes und

der Welt Leid gelenkt hat. Es bleibt nach wie vor unverständlich, wie die Menschen jemals sich eine Kunstart geschaffen haben, die unsere Seele mit solchen Bitternissen tränkt. — Wer so spräche, der hätte wohl nicht bedacht, daß Weltanschauungsfragen den zum Denken Erwachten mit unwiderstehlicher Gewalt in ihren Bann ziehen, daß auch der einfach Geartete zu seinen Stunden Philosoph ist — und daß ein Stern, der aus der Tiefe des Nachthimmels strahlt, manches Gemüt tiefer rührt, als die leuchtende Sonne eines Sommertags. Wer so spräche, der hätte wohl auch übersehen, daß zwischen den düster ragenden Granitwänden der hohen Tragödie ein Wunderwasser entspringt, wie es in keiner blühenden Landschaft zu Tage tritt, ein Quell, der dem Dürstenden neuen Mut, neue Kraft für seinen Gang durchs Leben gewährt. Doch sprechen wir ohne Gleichnis: Es läßt sich beobachten, daß manche Menschen im Unglück wachsen, daß sie des Leides bedürfen, damit das Beste, was ihnen innewohnt, zu Tage trete. Groß erscheint der wahre Mensch vor allem im Dulden. Nun, die Helden der tragischen Dichtung, sie sind fast immer Wesen von dieser Art, ihnen ist diese Größe eigen. Wir bewundern die Energie ihres Wollens, die stolze Haltung, die sie im Kampfe bewahren, die Würde, mit der sie zuletzt unterliegen. Und die Träne tiefster Freude quillt in unserm Auge, wenn wir sie ihre Kraft einer guten Sache weihen sehen, wenn der Ausdruck des erhabenen Gefühles, edler Gesinnung auf ihre Lippe tritt. Was der einfache Mensch von Herz und Gemüt in den Wirrnissen des Lebens halb unbewußt empfindet, wofür ihm mindestens die Sprache fehlt, was der Gebildete in seinen besten Stunden bewußt erlebt, vor der rauhen Welt aber auszusprechen sich scheut — auf der Bühne kleidet es sich in machtvolle Worte. Die Tragödien eines Sophokles, eines Lessing, Goethes und Schillers, sie sagen uns immer wieder:

Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht. —

Diese Einsicht aber erfüllt unsre Seele mit Entzücken. Neu gestärkt im Glauben an uns selbst und an unsresgleichen verlassen wir das Theater; wir sind einmal wieder unsres Menschentums froh geworden, jenes Menschentums, daß wir bisweilen in Stunden seelischer Bedrückung so niedrig gewertet haben.

Eines noch: Zu den schmerzlichen Erfahrungen, die jeder macht, gehört die, daß er oft allein steht, wenn er des Mitgefühls bedürfte, Sympathie verdient hätte. Wie wenig Anteil nehmen wir in der Regel an dem Erleben anderer. Und doch sagt ein Denker unserer Zeit mit Recht: „Die Seelen all unserer Brüder umschweifen uns ohne Unterlaß,nach einem Kusse lechzend und nur ein Zeichen erwartend". Diese Gleichgültigkeit ist ja nun bis zu einem gewissen Grade begreiflich und entschuldbar. Das Leben zwingt durch seine Ansprüche jeden, vorab an sich zu denken; es macht Menschen, die sich wohl verstehen könnten, zu Nebenbuhlern, verstärkt die natürliche Abneigung, die zwischen Individuen verschiedener Geistesart besteht. Und zudem: weiß ich denn genau, was in meinem Nächsten vorgeht, kenne ich den innern Zusammenhang seines Handelns und Leidens? In einem andern Verhältnis als zu seiner Umgebung steht jeder zu den Personen des Schauspiels. Diese existieren außerhalb des Ringes seiner lebendigen Wirklichkeit, er ist in Hinsicht auf sie nach keiner Richtung voreingenommen, ihr Denken birgt für ihn, soweit es wenigstens durch die dramatischen Vorgänge bedingt ist, keine Geheimnisse. In ungehemmtem Strome fließt so die Sympathie aller den Helden zu. Dies bleibt nun aber auch nicht ohne Wirkung auf die Beziehungen zwischen den Menschen im Parterre unter einander und auf das Verhältnis des einzelnen zu seinem Nächsten überhaupt. In dem beglückenden Gefühl, mit vielen in einer starken und edeln Empfindung einig zu sein, tritt unsre Seele hervor aus der Tiefe, darin sie sich sonst scheu verborgen hält; luftige Brücken schlagen sich, darauf die Seelen der Gleichgestimmten sich begegnen, sich grüßen in einer Sympathie, die keiner Worte bedarf. Im Banne solchen Empfindens stehst du deinen Mitgeschöpfen näher als sonst. Du hast im Leben gelitten unter der Gleichgültigkeit derer, die deine Brüder sind? Siehe, was du entbehrtest, sie spenden es aus vollem Herzen den Leidenden auf der Bühne; sie würden es auch dir nicht versagt haben, hätten sie in dein Innerstes sehen können. Die Tränen, die das Geschick der tragischen Dulder in ihr Auge treibt, sie sind auch für dich geweint!

— — — — — — — — — — — — —

Ein Peitschenknall schreckt mich aus meinem Sinnen auf. Wie, ich weile immer noch im Amphitheater von Vindonissa?

Wie manches Mal habe ich nun wohl, in Gedanken verloren, die Strecke durchmessen zwischen der Eingangspforte hier und jener Rampe, über welcher das Tempelhäuschen Beatrices sich erhebt? Einen Blick aufs Ganze möcht' ich noch werfen vor dem Weggehen. Ich ersteige die steile Böschung gegenüber der Szene, jene Höhe, von der aus hundert helle Augenpaare so oft das farbensatte Bühnenbild in sich faßten. Ins Dunkel des Herbstabends gebettet, vom Dunst eines leise niederrauschenden Regens durchwebt, erscheint die Arena unter mir als ein weitgespannter, breiter und tiefer Abgrund. Und darüber stehen, im Dunkeln fußend, in's Dunkle aufragend, einem getürmten Cyklopenbau ähnlich, die Mauermassen der Normannenburg. Tiefe, feierliche Stille rings umher! Der Eindruck ist überwältigend. Langsam steige ich über das breite Blachfeld hinab der Stadt zu. Ganz unten am Rande des Feldes taucht ein einsamer Wanderer auf. Wie er unter dem wolkendüstern Firmament mit starker, rudernder Bewegung heranwächst, in nebliger Weite vorübergeht und endlich im Grauen verfließt, da wird er mir zum Symbol der kämpfenden, leidenden, untergehenden und doch siegreichen Menschheit, jener Menschheit, welche uns die große Tragödie zeigt. Hans Kaeslin, Aarau.

Sommerabend.

1. Es rauscht der Fluß
Mit leisem Gruß
Im Abendglanz vorbei;
Die Welle flieht,
Und sachter zieht,
Als ob sie müde sei.

2. Der Abendstrahl
Durch's stille Tal
Wogt golden noch dahin;
Die Vögelein
Im dichten Hain
In's traute Nestchen zieh'n.

3. Und sieh', wie auch
Im weichen Hauch
Der schlanke Halm sich neigt; —
Und Blütenduft
In reine Luft
Als Dankesopfer steigt.

4. Und wie ein Traum
Zieht's durch den Raum,
Durchweht mich süß und lind;
Und lieblich klingt's,
Von Zeiten singt's,
Die längst vorüber sind.

L. Frölich von Brugg. 1833—1900.